

H. B. Meyer SJ zum 60. Geburtstag, 23. 12. 1984

Dr. P. Emmanuel v. Severus OSB

Das Thema unseres Beitrags ist von großem Gewicht und Umfang. Es fordert uns in einer Zeit heraus, deren Schwierigkeiten wir uns nicht verhehlen dürfen. Unsere Gegenwart ist nach K. Rahner (†) dadurch gekennzeichnet, daß sie alle Anzeichen des Übergangs von der Volkskirche zur Entscheidungskirche aufweist. Diese Entwicklung wirkt sich in den Formen unseres Gottesdienstes besonders aus, da wir mit Menschen als gläubige Christen zusammenleben, die den alten, vorkonziliaren Liturgieformen nachtrauern, welche die Generation der heute Zwanzigjährigen überhaupt nicht mehr kennt und mit denen sie nicht mehr vertraut ist. Diese Gegenwart ist schließlich eine Zeit, die weithin säkulare Liturgien entwickelt hat – solche des Jugendprotestes, der Befreiungsbewegungen der Dritten Welt und des Nationalismus, aber auch der modernen Freizeitgesellschaft mit ihrem säkularen Liturgieersatz in Gestalt von Festspielen und ähnlichen Veranstaltungen.

Diese Entwicklung in ihrem geschichtlichen Ablauf darzustellen, erforderte eine Vorlesungsreihe. Trotzdem möchte ich einige Stichworte nennen, die zum Nachdenken und eigenem Nachlesen anregen sollen. Ich hoffe, damit eine Orientierungshilfe zu bieten in einer Zeit, die eine einzigartige Chance bietet, die Situation der Ungleichzeitigkeit zu überwinden, wie Ernst Bloch einmal die Bereiche des geistigen Lebens heute gekennzeichnet hat, die peinliche und oft schmerzliche Diastase, die J. A. Jungmann aus den Beziehungen zwischen Liturgie, Geistesleben und Volksfrömmigkeit in der Gegenwart ablas – die Kluft, die dazu führte, daß der Christ im 19. und 20. Jahrhundert sich der Kirche und ihrem Leben entfremdete, weil er sich und sein Leben, seine Nöte und Anliegen in ihrem Gottesdienst und ihrer Spiritualität nicht wiederfand.

Solche Stichworte sagen zwar nicht alles, aber sie setzen Akzente auf jene Vorgänge, mit deren Erforschung die Liturgiewissenschaft auf die gegenseitige Abhängigkeit der einzelnen historischen Disziplinen aufmerksam gemacht hat. Auch wenn wir manche Denkkategorien und Wertmaßstäbe außer Kraft gesetzt sehen, so haben sie uns doch die verfeinerten Methoden geliefert, mit deren Hilfe uns die geschichtlichen Prozesse deutlicher erkennbar sind: so die Bedeutung der liturgischen Austauschbeziehungen zwischen der römischen und fränkisch-deutschen Kirche vom 8. – 11. Jahrhundert, die Entdeckung gewisser Gesetzmäßigkeiten, wie der von der Erhaltung des Alten in liturgisch hochwertiger Zeit oder die Fruchtbarkeit des karolingischen Nachahmungsgedankens in der Entwicklung neuer liturgischer und künstlerischer Formen. Ihm verdanken wir Bauwerke wie das herrliche Aachener Münster. In der karolingischen Zeit entwickelte sich das normative Denken, in dem die gottesdienstlichen Feiern und die monastischen Lebensformen jene Gestalt erhielten, die bis

in unsere Gegenwart als klassisch empfunden werden. Wir sind heute sehr vorsichtig geworden mit den Formeln vom germanischen Subjektivismus und gotischen Individualismus, wir hüten uns vor der Verherrlichung des romanischen und gotischen Stils als einzigen, die dem liturgischen Leben entsprächen. Wir sprechen lieber von den kleinen Räumen der Ortskirchen und dem Partikularismus der Stämme, aber darüber hinaus dürfen wir nicht vergessen, daß die Zeit vom Tode Karls d. Gr. bis zum Herbst des Mittelalters von einem Reichtum neuer liturgischer Dichtung und Musik gekennzeichnet war, der eine Einheit und Harmonie zwischen jenen Bereichen darstellt, die in unserem Thema genannt sind: Liturgie, Geistesleben und Frömmigkeit. Wenn zwischen der Antike und Karl d. Gr. die Auffüllung des Vorgegebenen mit einem neuen Geist sich in einer grandiosen Schöpfung von Hymnen, Sequenzen, Tropen und Prosen auswirkt, so ist dies keineswegs ein Vorgang, der sich in elitären Gruppen abspielt. Wir können ihn vielmehr in neuen lateinischen Formen ablesen, die sich aus dem gregorianischen Choral entwickeln und die den Mutterboden für die ältesten deutschen Kirchenlieder abgeben. Heldenlieder erhalten die gleichen Schlußformeln wie Lesungen von Heiligenleben im Stundengebet und Mönchsrefektorium, das Volk setzt Verkündigungsinhalte in Gesten und Gesänge um. Die Weihnachtsbotschaft wird im Kindelwiegen nachvollzogen, die Osterfreude im *Risus paschalis*, der Inhalt des Evangeliums im Mysterienspiel. Die liturgischen Texte und Gebärden erhalten dabei oft eine geradezu seismographische Funktion, die uns Nachfahren kaum mehr verständlich ist: Wandlungen im Lebensgefühl und in der Kunst kündigen sich schon Jahrzehnte vorher in der gottesdienstlichen Sprache an. Schon bevor die gotische Kunst ihre an Zierstück und Schnörkeln überreiche Formenwelt entwickelt, verlieren die Orationen des Meßbuchs ihre klassische Dichte, werden durch rhetorische Zusätze schwülstig und verlieren ihre gedankliche Transparenz. Ihre Einzahl genügt nicht mehr, sondern steigert sich durch die Vielzahl von Kommemorationen und Anliegen oft weit über die zehn hinaus. Noch bevor der Aufbau der Gesellschaft und der Gemeinden in eine Vielzahl von Gruppen in Zünften, Vereinen und Nachbarschaften, in Bruderschaften sich gliedert, werden auch die Heiligen in Gruppen und Gemeinschaften verehrt, wenn immer auch nur das Vorkommen von Zahlen in der Bibel dazu Anlaß bietet. An diesen Erscheinungen erkennen wir, daß es so etwas wie einen inneren Kräfteausgleich, einen inneren Haushalt von Liturgie, Geistesleben und Volksfrömmigkeit gibt. Seine Lebensvorgänge sind für die Nachfahren zwar interessante Forschungs- und Studiengebiete, aber sie haben die Kirche und nicht zuletzt uns selbst in den vergangenen Jahren vor die Frage gestellt, aus welchen Quellen sich unsere Frömmigkeit nährt und wo unsere Religiosität ihr Leben bekundet und äußert, ob wir schließlich in einer Welt leben, die

sich von Christus und seiner Kirche entfernt, oder ob wir es sind, die es unterlassen haben, die freigesetzten Kräfte des naturwissenschaftlichen und technischen Zeitalters mit dem Geiste und Leben Christi zu erfüllen. Das führt in den Erwägungen über Liturgie, Geistesleben und Volksfrömmigkeit in jene Tiefenschicht eines Wandels, der heute vielfach als Ursache aller Krisenerscheinungen angesehen wird, einer kopernikanischen Wende, deren Signal etwa Goethe in seinem Faustwort kennzeichnet, daß am Anfang nicht das Wort, sondern die Tat gewesen sei. Aber ist es nicht so, daß wir dem Worte gegenüber taub und stumpf geworden sind, Gott verlieren und deshalb nicht mehr auf ihn hören und unser Auge und Herz nicht mehr erkennen kann, wie Gott unser Leben entwirft, wie Gott inmitten seines Volkes leben will und lebt? Daß wir nicht mehr wissen, daß es ein Geschenk Gottes ist, ihn hören zu dürfen, eine Gnade, ihn anreden zu können und ihm zu antworten „mein Herr und mein Gott“? Hier scheint mir die tiefste Ursache dafür zu liegen, daß Liturgie und Volksfrömmigkeit in jenen Zustand der Entfremdung geraten sind, den wir heute überall feststellen können!

Nach dem Zweiten Weltkrieg haben ernsthafte Forscher von der Mitte des 19. Jahrhunderts an nicht nur vom „Verlust der Mitte“ in unserem gesamten Geistesleben gesprochen, vom Jahrhundert ohne Gnade und vom Zeitalter des Atheismus, das um 1850 begonnen habe. Aber ich glaube, wir müssen uns vor zwei Möglichkeiten besonders hüten: Buchtitel, die einen differenzierten und weit ausgebreiteten Inhalt prägnant und nicht ohne Werbeeffekt zusammenfassen, sind nicht ohne weiteres auch als Kriterium für die Beurteilung komplizierter geistiger Vorgänge geeignet. Andererseits zeigt uns die Gegenwart deutlicher noch als in der Zeit seit dem Jahrhundertbeginn, daß sowohl der *Renouveau catholique* in Frankreich, die mythischen und symbolischen Dichtungen in Deutschland, die Wiederbegegnung von Kirche und Kultur, wie K. Muth es nach dem Ersten Weltkrieg formulierte, und das Wiedererwachen der Kirche in den Seelen, um das berühmte Wort R. Guardinis aus dem Jahre 1926 zu zitieren, noch nicht die Einheit von Liturgie und Geistesleben bedeuten. Noch weniger berechtigt uns der Wandel des Kirchenbildes zwischen dem Ersten und Zweiten Vatikanum heute zur Hoffnung, wir ständen kurz vor einer Wiederherstellung einer Volkskirche. Die statistischen Zahlen für die siebziger Jahre kündigen das Gegenteil an. In einer Welt, in der die Theologie das Bild einer Mondlandschaft bietet, ist dies kaum zu erwarten. Auch der Acker der Volksfrömmigkeit ist heute nicht mehr so fruchtbarer Humusboden, daß ein reiches Brauchtum darauf wachsen könnte, wie im Wallfahrts- und Prozessionswesen, das für die Periode der nachtridentinischen Verengung und Verhärtung des liturgischen Lebens, der Einengung von der Volksauf die Klerusliturgie charakteristisch ist.

Und doch sollten wir das Zeichen der Hoffnung nicht übersehen, das uns darin gegeben ist, daß die Erneuerung der gottesdienstlichen Formen in unserer Zeit in gleicher Weise ein Ergebnis der biblischen und liturgischen Erneuerung ist. Hinzu kommt, daß die biblische Erneuerung sich in einer Periode abendländischen Denkens vollzog, in der das Wesen des Wortes und der Sprache in den philosophischen Gedankengängen eines F. Ebner, L. Wittgenstein und M. Buber sich dem Geist des Menschen neu enthüllte. Den Menschen als dialogische Existenz zu begreifen ist für uns eine große Hilfe gewesen, Akte und Ausübung wieder als allgemeinschliche Grundbefindlichkeit zu erkennen und damit auch als geschöpflichen Grundakt. Die für die deutsche Religionswissenschaft der letzten hundert Jahre so charakteristische Parallelenfreudigkeit konnte deshalb von der Oberfläche zur Tiefe vorstoßen im Begreifen des unterscheidend Christlichen und damit auch zu jener Entscheidung, die K. Rahner meint, wenn er unsere Kirche als Entscheidungskirche sieht. Dabei erkennen wir, daß es sich bei der erneuerten Liturgie nicht nur um Archaismus handelt, daß die vermehrte Schriftlesung, die vermehrten Präfationen und Hochgebete nicht Ergebnisse eines vermehrten und aus der Geschichte angereicherten Wissens sind, sondern eine Erfahrung der Kraft und des Lebens des Gotteswortes. In diesem Streben nach Aktualisierung alter Werte in der Liturgie, in der modernen Bibelwissenschaft und in der Frömmigkeit der Christen scheint sich ein geschichtstheologisches Gesetz zu bestätigen: Die Zukunft wird nur bewältigt, wenn die Vergangenheit in die Gegenwart eintritt. Es ist darum nicht Biblizismus vom grünen Tisch her, wenn die Lesung der Schrift in allen nach dem Zweiten Vatikanum erneuerten sakramentalen Riten eine entscheidende Rolle spielt. In dieser Tendenz schafft sich eine Erfahrung Raum, in der sich die Krise des planenden, alle technischen Fragen lösenden und manipulierenden Menschen ebenso ankündigt, wie die des verplanten Menschen, der nur noch Teilchen eines ferngesteuerten Funktionsablaufes ist. Der Mensch scheint vom Worte Gottes betroffen, hellhörig dafür geworden zu sein, daß er vor allem Wirken und Handeln seinerseits die Bereitschaft aufbringen muß, Gott an sich handeln zu lassen, und daß der Suche nach Sinn nur dann Erfüllung beschieden sein wird, wenn sie Suche nach Gott ist. Die Betroffenheit von Gottes Wort und die aus ihr erwachsende Liebe zum Worte Gottes zeigt uns schließlich auch, daß das vom heiligen Papst Pius X. zu Anfang des Jahrhunderts in das Gespräch von der Eneuerung der Liturgie geworfene Schlüsselwort von der *actuosa participatio* keineswegs für die Meßfeier allein gilt, sondern auf ein Leben des Christen, das sein Menschenleben zu einem Gottesdienst und einem Gotteszeugnis macht. So müssen wir wohl die Stichwörter *λειτουργία* und *μαρτυρία*, die von katholischer und evangelischer Seite so oft gebraucht werden, übersetzen. Skeptiker und Pessi-

misten unserer Zeit haben von der Liturgie, dem Geistesleben und der Volksfrömmigkeit unserer Tage gesagt: der Pluralismus unserer Epoche biete überall das gleiche Bild – in der elektronischen Musik ebenso wie in der Silbenmontage moderner Dichtung, in der formengeschichtlichen und redaktionsgeschichtlichen Methode der Exegese wie in einer sich dem Anspruch der Welt entziehenden falschen Innerlichkeit und einer sich von Fall zu Fall vortastenden Situationsethik. Ich glaube aber, daß in der Ekklesiologie unserer Tage, im Zusammenfließen der biblischen und liturgischen Erneuerung sich Vorgänge eines Integrationsprozesses abzeichnen, der sich besonders in der Christologie zeigt. Alles, was in der Liturgie seit dem Zweiten Vatikanum erneuert wurde – sei es im liturgischen Jahr, sei es in der Eucharistiefeier, im Stundengebet und in Einzelriten –, ist nicht nur von der neuen Liebe zum Wort geprägt, sondern vom österlichen Heilswerk des Herrn. Paschale mysterium ist ein Schlüsselwort der Konzilsdokumente, und die Gestalt Jesu wird, wenn überhaupt vom historischen Jesus von Nazaret die Rede ist, wie z. B. von Edward Schillebeeckxs, als der Lebende gekennzeichnet. Das aber ist Jesus der Christus, Jesus der Herr, Jesus der Auferstandene, über den die Jünger sich freuten, als sie ihn sahen. Es ist Jesus, der in seiner Kirche lebt und handelt, der Jesus, der die Getauften zu einer Gemeinde von Brüdern und Schwestern zusammenschließt und in ihrer Mitte lebt. Von solchen Ansatzpunkten her, die durch die Namen E. Schillebeeckxs und W. Kasper gekennzeichnet werden kann, scheint mir eine Volksfrömmigkeit möglich, die im Osterereignis ihre Mitte hat und von ihr her geprägt ist – tiefer vorstoßend, als es die Apostel der liturgischen Erneuerung I. Herwegen, A. Hammenstede und P. Parsch von ihrer Betonung des Taufbewußtseins her versuchten, tiefer auch als R. Guardini in seinem großen Werk „Der Herr“, in dem psychologische und pädagogische Elemente oft das Ereignis der Auferstehung verdunkeln und die Forderung an uns, daß die Wahrheit der Auferstehung auch von uns vollzogen werden muß, um als solche voll in Erscheinung zu treten. Darum werden wir ihrer im Maß unseres Zutuns gewiß, wie E. Biser es formuliert hat. Im Auferstandenen erkennen wir, daß der Helfer und die Hilfe eins sind. Von hier aus dürfen wir hoffen, daß Gott uns eine Volksfrömmigkeit schenkt, die auf dem Fundament eines geistlichen Lebens ruht, das sich als Leben mit dem auferstandenen und erhöhten Herrn versteht. Ein geistliches Leben, das aus der lebendigen Beziehung zu Christus dem Auferstandenen stark genug ist, die verhängnisvollen Polarisierungen in unserem Leben und in unserer Frömmigkeit in dem Sinne zu überwinden, daß Gottes- und Nächstenliebe aus der Gegenwart Christi in seiner Gemeinde zur Einheit finden.

Das neue Gebet- und Gesangbuch „Gotteslob“ bietet hier wertvolle Ansätze. Weil es erste Ansätze sind, erwecken sie an manchen Stellen noch

den Eindruck des Gekünstelten, auch des nicht zu Ende Gedachten und Komponierten, und doch sind hier die mutigen Schritte gewagt worden, dem Tag und die Woche des Christen vom österlichen Heilswerk des Herrn Sinn, Richtung und Kraft zu geben, das Leben der Gemeinde und des einzelnen von ihm zu prägen und ihm österliche Gestalt zu geben. Alte Formen können von daher neu belebt werden – die Andacht der Gemeinde vom Stundengebet her reicheren Inhalt gewinnen, die Wallfahrt nicht nur wegen des Heiligen und seiner Gnadenorte gepflegt werden, sondern vom österlichen Rhythmus alles christlichen Lebens erfaßt werden, das Begegnung mit der leuchtenden Freude der Verklärung und Auferstehung sein soll.

Lassen Sie mich versuchen, dies weniger mit literarischen Hinweisen und der Namensnennung bedeutender Theologen unserer Zeit zu sagen, vielmehr mit alter jüdischer Spruchweisheit: „Wie kann man“, so heißt es da, „wie kann man den Tag von der Nacht unterscheiden?“ – „Wenn du das Angesicht deines Bruders erkennen kannst.“ Das aber ging in Erfüllung, als die Jünger den auferstandenen Herrn sahen. Sie sahen ihn am Ufer stehen, als einen Menschenbruder, der für sie gesorgt und Speise bereitet hatte. Aber sie erkannten in ihm den Auferstandenen und sprachen zueinander: „Es ist der Herr!“ So dürfen und sollen auch wir sprechen, aber freilich das andere nicht vergessen: Überall, wo wir dem auferstandenen Herrn begegnen, in seinen sakramentalen Zeichen, Handlungen und in seinem Worte, dürfen wir sagen: „Er ist unser Bruder.“ Das ist die Unterscheidung des Tages, den der Herr gemacht hat, von der Nacht, aus der er uns befreit hat. Eine Unterscheidung, die oft trennen wird, weil Gottes Wort ein durchdringendes Schwert ist, eine Unterscheidung aber auch, die uns aus der Ungleichzeitigkeit zur Gleichzeitigkeit mit Jesus Christus führt, weil wir ihn erkennen: Dieser Menschenbruder ist der Herr; und: Der Herr ist unser Bruder.

Die Frage der jüdischen Spruchweisheit: „Wie kann man den Tag von der Nacht unterscheiden?“ zielt nicht auf die Zeiteinheit, die wir Tag nennen, aber auf die Fülle des Christusmysteriums: Gott ist Mensch geworden und als Mensch unser Bruder. Das aber ist der tragende Glaubensgrund und die Kraft der Hoffnung, die unseren Gottesdienst erfüllen soll, die die Volksfrömmigkeit belebt, unserem Geistesleben Dynamik und Ziel schenkt: Von diesem Menschen Jesus von Nazaret uns österlich zuspochen zu können: „Es ist der Herr!“

* Dieser Beitrag wurde als sogenannte „Konferenzpredigt“ in der St.-Lambertus-Kirche in Düsseldorf gehalten, die dort jeweils im Advent vorgesehen sind. Der Charakter des mündlichen Vortrags wurde beibehalten und auf jeden Anmerkungsapparat mit Belegstellen verzichtet.